

Operation "Storch"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 4

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635246>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zurück, wenn Ruscht die Stunden in seinem Hause zu geben hatte.

Auf seltsame Weise verstand es der Fremde, der leicht ausbrechenden Heftigkeit seines Gastgebers zu begegnen, der sich gewöhnlich wenig beherrschte, wenn er nicht einen Grund hatte, dies zu tun. Es war, als würde dieser fremdsprachige, unbekannte Mann wie Öl auf die leicht anschwellenden Wogen des Zornes, die den sehr gut aussehenden Schweizer oft umbrauten.

Auf alle Fälle waren die Abende ungleich angenehmer für die Familie, wenn sie von Othmar Ruscht geleitet wurden. — Der Direktor Maurer, der Musikkritiker einer der grossen Zeitungen der Stadt, wurde von seiner Vaterstadt eine hohe Stellung angeboten, und er nahm die Ehrung an. Othmar Ruscht hatte das Glück, erstmals in diesem glücklichen Augenblick zur Hand zu sein und zweitens den massgebenden Kreisen zu gefallen. Er war von ihnen wohlgefallen. So wurde er denn aufgefunden, Maurer zu ersetzen. Damit war seine äussere Existenz gesichert.

Theater und Konzerte waren ihm ge öffnet, und ebenso manches musikalische Haus, dessen Bewohner sich für den sehr musikalischen und verständnisvollen Mann zu interessieren begannen.

Seine Besprechungen wurden mit der Zeit wahre Meisterwerke, sie wurden mit wachsender Begeisterung gelesen. Man liess ihn lobend einen Nachfolger Lessings. Ruschts Kritik wurde selten angegriffen, selten widerlegt, denn sie wurde klug und vorsichtig im Ausdruck dargebracht. Er wurde sehr bekannt durch diese Veröffentlichungen, und zwei andere Städte hatten sich bereit erklärt, ihn unter günstigen Bedingungen aufzunehmen. Er hatte aber der Gründe genug, höflich dankend abzulehnen.

Ein Jahr war vergangen, im Hause der Frau Dubois war Othmar Ruscht nun fast täglicher Gast und Freund geworden. Er kam und ging und brauchte auf keine Einladung zu warten.

An den Abenden, an denen der Hausherr abwesend war — Alpenklub am Montag, Gesangsverein am Donnerstag, Jassquartett am Samstag — las er den Damen vor. Mutter und Dichter hörten gerne zu. Beatrix nicht ohne Widerstreben allerdings. Da sie aber Bücher über alles liebte, überwand sie ihre Abneigung.

Ruscht wachte in Beatrix den Sinn für Kritik. Sie sollte wenn ein Buch ihr gefiel, nicht nur wissen, dass es ihr gefiel, sondern warum. Er verlangte, dass sie Menschen zu beurteilen lerne. Bê war gelehrt, und nach kurzer Zeit begann sie mit dem gefürchteten Kritiker zu streiten und ihn um des Scheitrens willen, wie sie es nannte, zu tadeln. Er sei ein Hirnmensch. Einseitig, Gefühl sei ihm nichts. Ihr Gegner nannte aber Gefühl überflüssige Sentimentalität, wenn es die Kritik betreffe; ja schädlich in diesem Fall. Aber er nahm sich vor Bê in acht, er vertuschte, wo es möglich war, seine Schärfe, er lenkte ab und liess oft Gnade vor Recht ergehen.

Seine beliebteste Waffe, die Sacre, wandte er überhaupt nicht an, wenn er mit dem jungen Mädchen sprach.

Ausser diesen Abendstunden hielt Beatrix genau den Standpunkt ihm gegenüber fest, den sie seit dem ersten Tag bewusst einge-

nommen. Er war ihr nicht sympathisch. Das änderte sich nicht.

Im Theater sollte ein Gastspiel stattfinden mit wunderbarer Besetzung. Sowohl Logengrin wie Elsa, Teilrannid wie Ortrud waren berühmte, in ganz Europa bewunderte Sänger. Sie hatten Deutschland bereist, Oesterreich und dann Amerika besucht, und wollten nun, ehe sie zurückkehrten, vier Schweizer Städte mit ihren Gastspielen erfreuen. Othmar Ruscht stand Arbeit bereit.

Nach der ersten Vorstellung blieben Gäste, Freunde des Theaters und Kritiker noch erfreut und angeregt im Kasino beisammen. Es war drei Uhr morgens, als Ruscht endlich nach Hause ging. Es war kalt und ein beissender Wind heute und piff und jagte die wenigen Menschen durch die Strassen, dass sie vor Frost zitternd, ihre Haustüren zu schlagen, froh, geboren zu sein.

Auch Ruscht nahm zwei Stufen auf einmal, schürzte den Ofen, trank ein paar Schlucke Kognak und setzte sich an seinen Schreibtisch, denn er hatte um acht zu unterrichten, also nur kurze Stunden für Arbeit und Schlaf zur Verfügung.

Bald zog dichter Zigarrenrauch die Wände entlang. Trotzdem sang Orpheus, der Kanarienvogel, mitten in der Nacht sein süsses Lied und seine jubelierenden Triller! Er hüpfte auf seinen zierlich bünnen Beinchen hin und her und pickte nach dem Zackerstiel, das zwischen den Drähten steckte. Sein Treiben störte den Arbeitenden nicht.

Seine Arbeit war, ohne dass er eine Feder gerührt hatte, schon halb getan, denn sein Schreibstiel war mit fremden Zeitungen bedeckt. Alle waren sie älteren Datums, viele schon mehrere Monate alt. Alle aber enthielten sie Bilder und Besprechungen der Künstler, die in diesen Tagen in der Stadt am Rhein auftraten. Sie feierten dankbar dies seltene Ereignis.

«Frankfurter Zeitung», «Die Zeit», Wien, «Neue Deutsche Zeitung», USA. Auch Blätter, die ausschliesslich der Musik gewidmet waren, wie «Das Signal», oder «Das Schauspiel», «Thalia» und andere. In jedem fand Ruscht die vier Künstler, die allein Amerika monatelang bereist hatten. Ueber jede Einzelheit berichteten die entzückten Zeitungen. Ruscht schmit die Besprechungen sorgfältig aus, stellte sie zusammen, fügte Satz zu Satz, fügte Lokales dazu, entsprechend dem Geschmack der Stadt und streute aus dieser ernste, aus jener Kritik pikante, bunte Aussprüche darunter. Auch passende Scherze, die er sich seit Reihen von Jahren gemerkt hatte, und die er mit Vorsicht abänderte und stets vorrätig hielt. Zuletzt nahm er Lessings Dramaturgie zur Hand! In ihr fand er Schätze von Wendungen, in geistreicher Form dargeboten.

Mochten auch die Einakter und Dreiakter, die der grosse Dichter besprach, der heutigen Welt beinahe lächerlich erscheinen, so sprühte das, was Lessing zu sagen hatte, doch von Geist, Humor, Witz und Satire.

Ruscht benützte jeden Gedanken, denn die Menschen, um die es sich handelte, waren vor hundert Jahren nicht anders als die von heute und empfanden Freuden und Leiden nicht anders als wir. Sie trugen nur andere Kleider und hatten andere Namen. Liebe, Hass, Neid, Stolz, Eifersucht hinterliessen die gleichen Spuren wie die Leiden schaften, die uns heute überwältigen.

Alle diese Sätze und Einfälle fügte Ruscht geschmackvoll zu einem Ganzen zusammen. Es entstand ein Mosaikgemälde, aus vielen hundert Steinchen zusammengesetzt. Dank seinem ungewöhnlichen Gedächtnis wurde die reiche Ernte aus dem Zeitungswald ein ausgeglichenes Kunstwerk, das nun Ruschts Namen tragen würde. Da er aber nur zusammenzufügen, nicht zu erfinden brauchte, sparte er sich sehr viel Zeit. Fehlte sie ihm ganz, schrieb er einfach ab. An gesammeltem Material fehlte es ihm nie. Eine Reihe französischer, deutscher, englischer und amerikanischer Besprechungen hatte er stets vorrätig, die alle registriert und nummeriert waren, um sie in gegebenen Fälle zu gebrauchen. Sie alle warteten auf den Abend, an dem die in anderen Städten längst besprochenen Opern oder Schauspiele auch in der Rheinstadt aufgeführt wurden.

Dann erschienen sie schon am nächsten Tag in der Zeitung und trugen ihm höchstes Lob ein.

Frau Susanna Dubois gegenüber war Othmar ein dankbarer Verehrer ihrer vornehmen und mütterlichen Weise sich seiner anzunehmen. Er hatte sie gewonnen durch die Wärme und anhängliche Art, mit der er von seiner verstorbenen Mutter sprach.

Ruscht sprach Frau Susanna gegenüber sehr offen von sich, als rede er von einem Fremden. Er beurteilte und verurteilte sich. Er nannte sich einen Sohn von Mephisto und Gretchen; Weich und voll Hohn, kalt und voll Sehnsucht nach Liebe. Verdorben und sich darum selbst verachtend, doch unfähig, sich zu ändern. Und über allem: Bitterer Hochmut, der schleicht sich hervorwagende, menschenfreundliche Regungen verhöhnte.

Er begann von seinem früheren Leben zu berichten.

Frau Susanna erfuhr nun endlich das Geheimnis, das man um Othmar Ruscht witterte, aber nicht kannte, und das Beatrix bewusst unbegründete Antipathie hervorrief.

(Fortsetzung folgt)



OPERATION «STORCH»

50 000 Berliner -Ruinen-Kinder werden evakuiert

Der harte Winter hat auch in Berlin seinen Einzug gehalten. Eine blasse, erbarmungslose Bise fegt durch die Strassen und treibt die schlotternden Leute in ihre Kellerlöcher hinunter. Nur selten sind die Rächlein, die sich aus Kaminen stehlen und von Wärme und Behaglichkeit künden. Der Winter hat heute in Deutschland, vor allem in den trostlosen Ruinenstädten, einen schicksalsschweren, beängstigenden Klang. Winter bedeutet dort Kampf gegen die Kälte ohne Kohle, gegen Krankheiten ohne Medikamente und gegen die hungernden Mägen ohne genügende Nahrung.

Die Deutschland besetzt haltenden Siegermächte kennen die Note der Bevölkerung. Dieselben zu mildern liegt auch im Interesse der Alliierten, die nur zu gut wissen, dass mit leeren Mägen und klammer Fingern nicht gearbeitet werden kann. Die unter den gegenwärtigen Verhältnissen am meisten Leidenden sind die Kinder. Ihnen gilt das ganz spezielle Augenmerk der Engländer. Ein von der Militärregierung der englischen Besetzungszone ausgearbeiteter Plan — «Operation Storch» genannt — sieht die Evakuierung von 50 000 Berliner Kindern im Alter zwischen 4 und 14 Jahren auf das Land vor. Der Evakuierungsplan macht sich die Erfahrungen der Engländer beim Abtransport der Londoner Schulkinder zur Zeit der V-1- und V-2-Angriffe zunutze. Wie dort, wird auch hier die Reise teilweise mit Autos, teilweise mit der Bahn zurückgelegt. Die Evakuierung in Berlin geschieht freiwillig. In Vorträgen werden die Eltern aufgeklärt und eventuelle Besorgnisse der Eltern aufgeklärt und ihre Kinder während der kalten Wintermonate in einer warmen Baustube im Oldenburgerland zu wissen, überwundet zuletzt alle Bedenken.

1 In diesen verarmten Gesichtern spiegelt sich das Schicksal Berlins. Diese Mütter wurden während eines Aufklärungsabends aufgegriffen, bei dem sie über die geplante Verschiebung ihrer Kinder auf Land informiert werden. Der Entschluss, sich von ihren Kindern zu trennen, fällt ihnen offenbar schwer genug, aber sie mühen sich doch gern, dass die Kinder an einem anderen Ort kommen, wo die Stuben warm sind und es mehr zu essen gibt.

2 Einige Tage vor der Abreise werden die angewählten Kinder ärztlich untersucht und ihr Gesundheitszustand auf Karten protokolliert.

3 In Autobussen wird die erste Wegstrecke fort aus der kalten Ruinenstadt zurückgelegt.

4 Am Abend des ersten Reisetages haben die Kinder das Transit-Lager Alversdorf erreicht, wo sie in einer Baracke übernachten. Am andern Morgen schli die Russ mit der Bahn weiter. Es ist eine Mischung von Schulleute und Flüchtlingszug, die die Stimmung dieser Kinder charakterisiert.

5 Das Ziel ist erreicht. Eine Zingruppe hält Einzug beim hilflosen Bauern Sirolle, der acht Berliner Kinder und zwei Pflegerinnen bei sich aufgenommen hat. An der Schwelle seines strohbedeckten Bauernhauses heissen er seine Frau die städtischen Gäste willkommen. Protokoll. Spezialbericht

